Blätter für den häuslichen Kreis

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 30

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

's schüüch Aenneli.

(Nachdruck verboten).

D's Aenneli isch grüüslech schüüch,
's luegt mi nie rächt a,
's weiß doch, daß i ohni ihn's
Nimme läbe cha.

Wenn ihm öppis säge wott,
Stuunet's geng uf d'Schueh,
Undereinisch huuschet's wägg
Und schlaht d'Türe zue.

Ach das dumme schüüche Tue,
Macht mi doch so höhn,
Wie ne Bättler eim la z'stah,
Isch doch gwüß nid schön!

Hüt am Morge mache-n-i,
Wedele duß im Holz,
D's Aenneli geit grad v'rby,
's ränggelet gar stolz.

D'Axt flügt wäg und 's Meiteli
Het sie gleitig g'chehrt,
Ha-n-i-ihn's a nes Aerfeli gno,
's het sie gar nit g'wehrt.

Nachhär chunnt's no einisch z'rück
Und blybt vor m'r stah,
„Chrigi" fragt es ganz verschmeit,
„Bisch morn ume da?"

E. W.-M

Zum Kinderfestumzug in Baselstadt. Basel begleitet von den Kindern der Helvetia.

Der Lattenhofer Sepp.

Erzählung von Max Grad.

6 (Nachdruck verboten.)

Dieser hatte den Mund schon geöffnet, aber er machte sich mit einem plötzlichen Ruck frei, wandte sich ab und beschäftigte sich mit dem Herdfeuer. Die prasselnde Flamme beschien hell das abgemagerte Leidensantlitz der kranken Frau, die sich, indem sie sich an den Möbelstücken hielt, durchs Zimmer auf ihren Mann zuschleppte und ihn flehend ansah. Als Sepp das Zimmer verlassen hatte, sagte sie klagend: Uns wärs wohler, Sie wüßten alles, Herr Kooperator, da könnt uns nacha scho gholfen wern; Sie sind ja a so a guata, gscheita Herr und net nur da Engel vom Dorf, sondern sogar von uns, die Außigstoßenen! Aber i derf ja nixen sagen! Und indem sie die aufquellenden Tränen unterdrückte, küßte sie die Hand des Priesters. —

Stetig und ruhig fielen die weißen Flocken herab, unaufhörlich, Tag und Nacht, bis ein einziges großes Bett das ganze Land einzuhüllen schien. Grabesstill lag der Wald, nur einzelne kurze Schreie eines hungrigen Hähers unterbrachen das heilige Schweigen. Jüngere Anpflanzungen waren durch den Schnee zu völlig ausgeglichnen Flächen geworden, einzelne niedere Bäume und Sträucher hoben sich gleich Grabhügeln dazwischen empor.

Einigemale mußte Hilarius weiter über Land, aber es erschien ihm nicht mehr so mühevoll wie im vorangegangenen Jahre. Im übrigen taufte oder begrub er, wie es das Leben und sein Beruf mit sich brachten, las seine Messen und widmete sich eifrigst dem Schachspiel mit dem Pfarrer und mehr als jemals seinen Büchern und Studien. Fast zu sehr, meinte sein greiser Freund. Christine hätte ihm hinterbracht daß mehrmals fast bis zum grauenden Morgen die Lampe seines Zimmers gebrannt habe, und er selbst fände auch das Aussehen von Hilarius nicht mehr so frisch wie ehemals. In der Tat fühlte dieser, daß er in der jüngsten Zeit des Guten zu viel getan habe, und unterließ das nächtliche Schreiben und Lesen etwas mehr.

Aber der so oft verscheuchte Schlaf wollte sich nur allmählich und dann nur leise und unruhig wieder einstellen. Stundenlang wälzte sich der junge Mann schlummerlos auf seinem Bett und war mehr als einmal in Versuchung, Licht zu machen und die lange Nacht durch seine Bücher zu kürzen. Aber er hatte es ja dem Pfarrherrn so fest versprochen, nicht wieder der schlechten Gewohnheit nachzugehen.

Draußen lag der Schnee fußhoch und reichte bis zur Hälfte der Erdgeschoßfenster des Pfarrhofs. Eine bleierne Müdigkeit schien Tag und Nacht über der weiß eingehüllten Erde zu liegen, die sich auch den Menschen mitteilte. Selbst das Schach vertrieb sie den beiden Männern nicht mehr, die, wenn einer den andern lächelnd beim Gähnen überrascht hatte, das Spiel abbrachen und früh zu Bette gingen. Kurz vorher hatte dann Burgel mit verschlafnen Augen Gute Nacht gesagt und war hinauf in ihre Kammer gegangen.

In jedem Stockwerk — unten der Pfarrherr und Christine, oben Hilarius und Burgel, bis unters Dach hinauf zu den girrenden Tauben, wo zwei Knechte untergebracht waren — tönten dann bald darauf die tiefen Atemzüge der fest Schlafenden. Wie verzaubert lag das stille Haus im hohen Schnee. Lautlos umkreiste ein Marder den wohlverschlossenen Geflügelstall, worin kaum ein Huhn leise im Stall aufgackerte.

Mitternacht war eben vorüber, da erwachte Hilarius aus einem festen, traumlosen Schlummer. Er hatte das Gefühl völligen Erfrischtseins und wünschte, daß der Morgen nahe sei, sodaß er nun aufstehen könnte. Er machte Licht. Erst ein Viertel nach zwölf! Dann versuchte er möglichst gedankenlos zu bleiben, um nicht abermals der Schlaflosigkeit zu verfallen, und ruhte langgestreckt, ohne sich zu rühren. Ein dämmerhafter Zustand, halb wachend, halb schlummernd, aber unendlich wohltätig, ergriff ihn. Plötzlich aber deuchte es ihn, als hätte er leise tappende Schritte auf dem Gange gehört. Erschrocken horchte er auf, nichts — kein Laut! Es mußte ein Irrtum gewesen sein. Er legte sich zurück und versuchte abermals einzuschlummern. Aber jetzt war er völlig wach und seine Phantasie fing an zu arbeiten. Unwillkürlich lauschte er nervös, ob sich das Geräusch wiederhole. Da! — Da war es wieder! An der Mauer, den Gang entlang, tastende Hände, unter denen endlich die Türklinke nachgab, da Hilarius niemals sein Zimmer abschloß. Ein eiskalter Hauch strömte vom Gang herein. Im Augenblick hatte der junge Mann die Kerze angezündet und den in der letzten Zeit stets auf dem Teppich bereit gehaltenen Revolver ergriffen. Dieser aber entfiel seinen Händen. Wie entgeistert starrte Hilarius nach der Erscheinung da vor ihm, die vom Kerzenlicht hell beleuchtet, langsam durch das große Zimmer auf ihn zukam.

Burgel! wollte er rufen. Aber der Name blieb ihm über dem Seltsamen in der Kehle stecken. Burgel! Burgel im bloßen Hemd, das kurz und verwachsen kaum den jungen Leib deckte, mit nackten Füßen und aufgelöstem Haar!

Die Augen weit aufgerissen, ihre Hände vorgestreckt, trat sie zum Bett und strich wie suchend darüber hin. Er war zur Seite getreten und beobachtete das seltsame Tun. Mehrere male glitten die Finger noch über das Kissen, dann nahm das bleiche, ganz veränderte Gesicht einen schmerzlichen, angsterfüllten Ausdruck an. Mit raschen unsicheren Schritten strebte sie der Türe zu. Eiligst hatte sich Hilarius notdürftig angezogen und folgte der Nachtwandelnden. Sie schritt die lange Flur entlang, bis sie das große Fenster erreicht hatte, öffnete es eigentümlich mechanisch und kraftvoll und schwang sich dann auf die breite Steinbrüstung vor, auf der eine hohe Schneemauer aufgebaut war. Wie der Blitz war er an ihrer Seite, hatte sie mit eisernem Griff umfaßt und trug den kalten, leblos scheinenden Körper in sein Zimmer zurück. Dort legte er sie sanft auf sein Bett.

Still und weiß mit schwarzen Schatten unter den geschlossenen Augen, als wäre sie tot, lag Burgel da. Hilarius holte etwas Branntwein und rieb damit die starren Glieder und die Stirn ein. Aber sie rühte sich nicht. Ganz leise nur hob sich das grobe Hemd über der jungen Brust, auf die er seinen Kopf gelegt hatte, um dem Herzschlag zu lauschen. In begreiflicher Scheu wollte er nach Möglichkeit vermeiden, Christine zu wecken und zu holen. Heftige Angst und bange Sorge ergriffen ihn aber, bis endlich die eine Hand etwas zuckte, lebhaftere Atemzüge kamen, und eine natürlichere Farbe in das Gesicht des Mädchens trat. Noch einmal betupfte er ihr die Schläfe mit Spiritus. Langsam öffneten sich dann die Augen, und von seinem Arm unterstützt, wollte sie sich erheben. Eine Sekunde lang heftete sie ihren Blick groß und weit ins Leere, irrte dann erstaunt im Zimmer umher und blieb endlich an Hilarius hangen, der sich über sie gebeugt hatte.

Burgel — bist du wach — hörst du mich?

Sie schlang verträumt die Arme um seinen Hals. Die Lider schlossen sich aufs neue, glücklich lächelnd sank sie in die Kissen zurück, neigte den Kopf zur Seite und schlief gleich darauf tief und fest, mit gesunden, regelmäßigen Atemzügen.

Viertelstunde um Viertelstunde verrann, die Kerze war fast vollständig niedergebrannt, und der Priester saß noch immer am Bett der Schlafenden. Ernst sah er auf das liebliche Geschöpf nieder, und allerlei Gedanken kreisten in seinem Kopf. Mit einemmale erinnerte er sich der hundert kleinen Aufmerksamkeiten, der ganzen hingebenden Weise des Kindes, das ihm auf jede nur mögliche Art seine Dankbarkeit und Anhänglichkeit beweisen wollte. Es hätte nicht der medizinischen und der psychologischen Studien gebraucht, die Hilarius für seinen Beruf zu treiben für nötig hielt, um ihm klar zu zeigen, um was es sich hier handle. Solange hatte das Mädchen in steter Angst und Sorge um ihn gelebt, bis es selbst den kräftigen Nerven des Bauernkindes zu viel geworden war. Eine starke Ueberreizung! Wie würde da wohl mancher lächeln! Burgel nervenschwach und angekränkelt wie die richtige, feine Stadtpflanze! Er aber lächelte nie. Eine harte Kindheit mit verfrühter, viel zu schwerer Arbeit, noch verfrühtern häßlichen Aufklärungen und Eindrücken. Und ganz plötzlich aus all dem herausgerissen, versetzt in Ruhe und Frieden, gepflegt an Geist und Körper, fand sie eben doch eine Menge neu zu verarbeitender Eindrücke, eine vollkommen neu zu verstehende Welt. Und er dachte, wie viel Burgel ausgestanden haben mußte, und hauptsächlich seinetwegen! Er konnte förmlich nachfühlen, wie sie seit Wochen und Wochen in beständiger Angst vor dem Bruder ge-

schwebt hatte, nie mehr innerlich zur Ruhe gekommen war, eine Nacht nach der andern immer weniger und leiser geschlafen hatte und aus Furcht fast vergangen war, irgend etwas Schreckliches möchte sich ereignen. Und dieses Schreckliche käme dann von ihrem Bruder.

Armes Kind!

Ganz leise strich Hilarius über den blonden Kopf. Ein Kind? Immer ernster betrachtete er den vor ihm ausgestreckten Körper, dessen vollgereifte Formen sich auch jetzt unter der Wolldecke abzeichneten. Das ist kein Kind mehr! Niemand war gewahr geworden, was sich unter der plumpen, bäurischen Tracht, den meist zu engen und verwachsenen Kleidern entfaltet hatte.

Er strich über die heißgewordne Stirn, und heiße Röte stieg ihm in die Wangen. Dann trat er an das Fenster und starrte in die unergründliche Finsternis hinaus. Einige Zeit wollte er noch warten, das Mädchen ruhen lassen und sie dann hinüber in ihre Kammer tragen. Ihr und sich aber schwur er innerlich, daß kein Mensch jemals von dem Ereignis hören sollte. Ein heftiger Wind hatte sich draußen erhoben, und es war, als wirble dieser auch die Gedanken in des Priesters Kopf durcheinander. Alte Erinnerungen tauchten in ihm auf und ließen ihn seiner eignen Kindheit und frühen Jugend gedenken.

Wie gut erinnerte er sich noch der aufdringlichen Pracht, mit der sein elterliches Haus in der großen norddeutschen Stadt ausgestattet war. Wie gut all der Einzelheiten dieser üppigen Lebensführung und eines über materielle Sorge erhabnen, sonnigen Lebens. Auch seiner früh verstorbnen Geschwister, die gesund und blühend wie er selbst mit ihm der Stolz und die Freude seiner Eltern gewesen waren, gedachte er. Seine Eltern! Etwas Frostiges beschlich ihn jedesmal, wenn er sich ihrer erinnerte. Je mehr er zurückgriff, desto heiterer und sonniger stand ihr Bild vor ihm. Später aber verdunkelten es ihm graue Wolken, und doch später sanken schwarze Schatten darüber und begruben es ganz. Der Vater! Ein kraftvoller Mann, strotzend in Gesundheit und Lebenslust, gutherzig, freigebig, „leben und leben lassen" seine Devise. Ein reicher Kaufmann, gebildet, mit weitem Blick für das Geschäftsleben, bewundert und angestaunt von allen, die ihn darin kannten. Scheinbar ein eiserner, in Wahrheit aber ein schwacher und weicher Charakter. Die Mutter, jung und schön, auch gutherzig, aber beschränkt und eitel und durchaus nicht geeignet, auf den Gatten günstig einzuwirken. Den drei Kindern — der Aelteste davon Hilarius — wurde nicht viel Erziehung im Elternhause zuteil, obwohl sie genug Gouvernanten und Lehrer hatten, die von ihnen weidlich gequält wurden. Dennoch wurden sie ihrer Begabung und Schönheit halber von aller Welt bewundert. Nur einer und eine taten das nicht. Es war des Vaters „großer" Bruder, wie er noch immer als Familienältester genannt wurde, der „Ohm Hannes," und dessen kleines, unscheinbares Frauchen Tante Malwine, die es so gut verstand, mit ihren gichtkranken, zarten Händen den Gatten dahin zu führen, wohin sie wollte. Und sie hatte es auch fertig gebracht, daß Ohm Hannes, der früher ein ganz guter, aber lauer Katholik gewesen war, nun ein unduldsamer Fanatiker seiner Religion geworden war. Sie standen nie gut miteinander, diese Brüder, solange sich Hilarius zurückerinnerte. Die Religion aber hielt die beiden insofern zusammen, als Johannes und dessen Frau es für ihre Pflicht ansahen, das „Lotterleben" der gesamten Familie zu überwachen und zu trachten, sie auf den rechten Weg, von dem ihrer Ansicht nach alle längst abgewichen waren, zurückzuführen. Ein Kampf, der von einer Seite fanatisch zäh geführt wurde, von der andern eine Verteidigung voll Gutmütigkeit und Humor.

Und er wird kommen, der Tag von Sodom und Gomorrha! — rief nach einer furchtlosen Debatte Tante Malwine. Und er kam, dieser Tag, furchtbar brach er herein! Eines Morgens fand man Herrn Julius Erdtmann, den „Millionenzauberer", erschossen auf dem Smyrnaer-Teppich seines Privatzimmers. Eine einzige unglückliche Spekulation hatte die gesamten Reichtümer bis auf den letzten Heller verschlungen. Herr Julius Erdtmann aber war der letzte, mit einem Leben der Arbeit und Entbehrungen zu sühnen, Schande und Elend auf sich zu nehmen. Er wählte das in solchen Fällen bei allen schwachen Naturen gebräuchliche Allheilmittel — die bequeme Kugel. Dann aber die Mutter! Sie war nicht „groß"; Kummer und Schmerz nahmen ihr die Schönheit — sie war nichts mehr! Auch ein Nichts für die drei Kinder, von denen zwei das Fürchterliche noch gar nicht fassen konnten. Hilarius aber begriff und das Schmerzliche reifte ihn plötzlich um Jahre. Sozusagen am Bettelstab wußte die Witwe nicht aus noch ein, und der fünfzehnjährige Aelteste biß sich umsonst in herbem Trotz die Lippen wund und rang nach einem Ausweg. Den fanden Onkel Hannes und Tante Malwine. Die wußten einen — aber um unbestimmten Preis! Die Schwägerin solle mit ihren Kindern erhalten werden, wenn sie sich verpflichtete, zu ihnen in das gut katholische Bayern zu ziehn, vollkommen ein von ihnen vorgeschriebnes Leben zu führen und — Hilarius Geistlichen werden zu lassen. Es gab durchaus keinen Kampf mit der Frau. Die Gebrochne, Schwache sagte zu allem ja, und es schien abgemacht. Der junge Sohn aber sagte Nein! Nie und nimmermehr!. Er hatte ganz andere Pläne und Hoffnungen. Die Mutter weinte und flehte — umsonst. Er blieb fest. Die zwei Frommen gingen mit eignem Lächeln, das ausdrückte: Sie kommen ja doch noch! Sie kamen auch. Mutter und Schwester de- und wehmütig, Hilarius finster, bleich und trotzig, und doch so ganz gebeugt. Zerschmettert die Schwingen, die sich heimlich geregt hatten, trotz aller falschen Erziehung und schlimmen Einflüsse. Es blieb ja kein andrer Ausweg, sich und die Seinigen vor dem Hunger zu retten. Furchtbare Jahre kamen über ihn, die ihn zwangen, ein Heuchler in Wort und Tat zu sein.

Ein vortrefflicher Lehrer, der ihm ein Freund wurde, und dem er seine inneren Kämpfe anvertraute, zeigte ihm einen Ausweg.

Auf die Auffassung kommt ja alles an. Nicht nach den Buchstaben leben — ins Große, Weite hineinschauen! Zimmre dir aus dem engen Gotteshaus einen mächtigen, geräumigen Tempel, wo sie alle hineingehen, die da deine Brüder sind. Versuche zu leiten, zu unterstützen, zu helfen, und mache dir aus deinem künftigen Priesterkleid einen Mantel, mit dem du viele decken kannst, die bekleidet und beschützt sein wollen. Und — lerne, lerne, lerne! Lerne auch im Leben Fühlung zu gewinnen, zu hören und zu sehen. Alles verstehen, heißt alles vergeben!

Der Jüngling fühlte es wie eine Erlösung und eine Erleuchtung über sich kommen und war der Eifrigsten einer. Aber noch eine schwere Prüfung stand ihm bevor — die Liebe! Die Liebe trotz allem und allem! Die erste, und ihm schien es auch die echte. Zukunft, Versprechen — sie versanken davor. Während des Einjährigen-Jahres wars so gekommen. Wie ein Rausch hatte es ihn gepackt, und sehnlichst wünschte er, niemals daraus erwachen zu müssen. Er liebte mit der ganzen unbändigen Glut seiner einundzwanzig Jahre. Dazu gesellte sich die ihm angeborene Begeisterung für das Schöne, für die Kunst! Sie war ein Kind der Großstadt, eine beliebte, hochbegabte Schauspielerin, gutherzig, schön und heißblütig wie er. Nach Ablauf eines Jahres wagte Hilarius den in ihm gereiften Entschluß, die Bahn, in die man ihn wider Willen gedrängt hatte, dennoch zu verlassen, dem Onkel mitzuteilen. Für sich selbst verlangte er nichts. Nur der Mutter und der Schwester möge er sich annehmen.

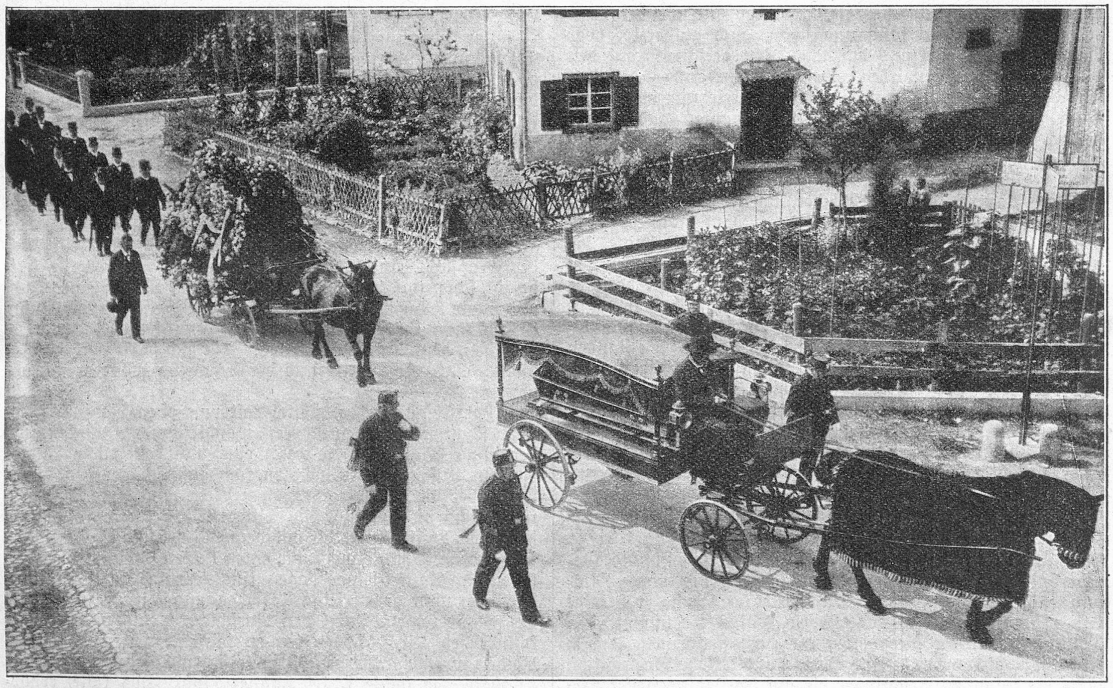
Zuerst sah ihn der Onkel kalt von oben bis unten an, dann schalt er ihn einen Narren, wandte ihm den Rücken, und der junge Mann sah, wie sich eine unübersteigliche Mauer vor ihm aufrichtete. Eine Zeit kam dann, die ihn in kurzer Frist über die Art seiner „großen Liebe" aufklärte. Sie bereitete ihm nicht einmal eine bittere Enttäuschung. Wie ein herrlicher Duft allmählich mit dem Windeshauch vergeht, so schwand sie dahin, etwas, wie einen lichten Schimmer zurücklassend im Dunkel seiner Tage. Und abermals suchte er einen Ausweg, nicht gegen seine Ueberzeugung wirken zu müssen. Er machte seinem Onkel den Vorschlag, wenigstens zur altkatholischen Kirche übertreten zu dürfen. Er wolle ehrlich bleiben in seinem Beruf und fühle sich nicht geeignet für das Cölibat. Da lachte Onkel Hannes bloß. Das kalte, erbarmungslose Lachen, dessen sich der junge Mann so gut noch aus der furchtbaren Zeit erinnerte. Ein Abtrünniger und dessen Angehörige müßten uns Fremde sein, erklärte das edle Paar.

Da wußte Hilarius, daß alles zu Ende sei, was er sich schwach noch erhofft hatte. Mit des Königs Rock, den er gern weiter getragen hätte, legte er alle Wünsche und Träume ins Grab. Aber das gelang ihm für die erste Zeit nur äußerlich; innerlich ging es nicht so schnell. Die Erinnerung, die kraftvolle Jugend, sein heißes Blut und Temperament bereiteten ihm schwere Kampfesjahre. Der Name seiner Jugendgeliebten aber war längst bekannt geworden, und sie war eine berühmte Schauspielerin.

Noch einmal wurde der junge Priester tief erschüttert und aufgerüttelt aus der kaum gewonnenen Ruhe. Als sein Lebensweg fest vorgezeichnet war und es lange schon zu spät gewesen wäre, einen andern Beruf zu ergreifen, starben die alten, fanatischen Leute kurz nacheinander, und Hilarius u. dessen Schwestern erbten einen beträchtlichen Teil des großen Vermögens, das im übrigen der Kirche, einigen milden Stiftungen und Klöstern vermacht worden war. Die eine Schwester ging als Missionarin nach Afrika, die andere war schon ins Kloster getreten. Zu spät! Noch einmal hatte sich damals das junge Gesicht sehnsüchtig dem Leben dadraußen zugewandt, und heißer wollte das Herz schlagen in der Erinnerung vergangener Tage. Und dennoch fühlte er sich nun zu matt, zu willen- und zu wunschlos, um die damals gehegten Träume

Aus dem türkischen Hauptquartier in der Cyrenaika.

Unsere Aufnahme führt den Leser in das Hauptquartier der in der Cyrenaika operierenden Sultanstruppen. Der erste Offizier rechts ist Hauptmann Nouri-Bei, der bewährte Generalstabschef. Neben ihm steht der Major Mustapha Kemal-Bei, der Kommandant der I. Division, die sich vor Derna wacker geschlagen hat, es folgt Enver-Bei (×), der Oberstkommandierende und Gouverneur der Provinz Benghasi. Zu seiner Rechten steht Chekib-Bei Arslan, der Generalinspekteur des Roten Halbmonds, dann kommt Major Abdul-Kadir, der Abgeordnete für Benghasi, der als Befehlshaber der Truppen des arabischen Stammes der Berassa an den Kämpfen aktiven Anteil nimmt, dann Midhat-Bei, ein Mitglied des ägyptischen Roten Halbmonds, dessen Mannschaft im Verein mit dem türkischen Roten Halbmond für die Verwundeten sorgt. Der arabische Wachtposten am linken Flügel der abgebildeten Gruppe beweist durch sein kriegerisches Aussehen, welche Fortschritte die eingebornen Mannschaften unter dem Kommando der türkischen Offiziere machen.



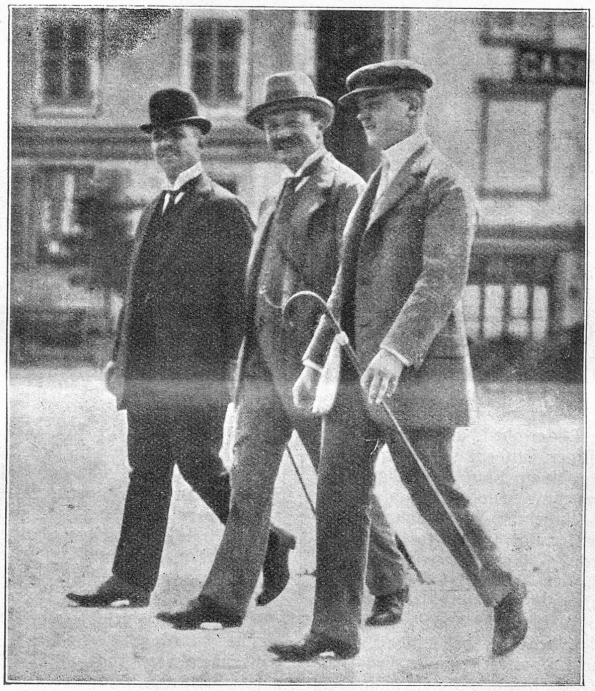
Bestattung des st. gallischen Regierungsrates Dr. Emil Gmür in seiner Heimat Sargans. Hinter dem Sarge (×) geht der greise Vater Dr. Gmür's.

jetzt noch zu verwirklichen. Er begrub alles! Als eine Leuchte in dunkler Nacht galten ihm allein die Lehren seines alten Mentors und Freundes: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!

Für andere leben!

* * *

Fahlgrau brach langsam der späte Wintermorgen an. Neblige Dämmerung breitete sich über das schneeige Weiß da draußen. Von der Kastenuhr des Wohnzimmers herauf tönten tief und klangvoll fünf Schläge, dumpf folgte die große Turmuhr; unmittelbar darauf begann das Morgengebetleuten. Erschrocken fuhr Hilarius, der tief in seinen Erinnerungen versunken gewesen war, zusammen. Zischend und qualmend verlosch eben der kleine Kerzenstummel. Um nur etwas sehen zu können, mußte man sich erst an die nur durch grellen Schnee verfrühte, ganz schwache Dämmerung gewöhnen. Leise schlich der junge Priester zum Bett, beugte sich lauschend über die junge Schläferin, nahm sie dann fest und behutsam in seine Arme und trug sie den langen Gang hinunter in ihre Kammer. Sorglich, liebevoll, wie ein Vater sein Kind, bettete er sie, die leise etwas im Schlaf murmelte und zu erwachen drohte, in ihre Kissen. Sein Kopf senkte sich auf die Brust; er atmete schwer und betrachtete, als wäre es zum letztenmal, das unschuldige Kindergesicht: Kleine Burgel, ich fürchte, wir können nicht beisammen bleiben! Dann schlich er lautlos hinaus. —



Der König von Sachsen (×) **mit seinen zwei Söhnen,** auf Besuch in Einsiedeln, wo er im Kloster (siehe Bild unten) die Beichte absolvierte.

Du hast wieder gelesen und studiert diese Nacht, Hilarius. Wie bleich und übernächtig du bist!

Hilarius lächelte. Nicht doch, Hochwürden, ich habe aber wenig geschlafen.

Und i a so guat, meinte Burgel, die eben, ahnungslos, was mit ihr vorgegangen war, vergnügt und hellen Auges den Kaffee hereinbrachte. So guat wia schon lang nimmt. Mir wars grad, als gäbs gar keine Aengsten mehr auf der Welt. Nur träumt hab i a bisserl scharf!

IV

Die große Stadt hatte etwas Erwartungsvolles, Festliches. Es war ein klarer, kalter Winterabend mit leuchtenden Sternen und Vollmond. Dazu die glänzend erhellten Läden, in deren Schaufenstern verführerisch Luxus-, Toilette- oder Bekleidungsgegenstände ausgestellt waren. Ringsum ein wunderbares Chaos von Farben und Tönen, die entzücken, nimmt sie ein Kenner wahr. Man rüstete sich zur Weihnacht! Manche Augen ahtten etwas besonderes warmes im Blick. Dort trat ein schmieriger Betteljunge von einem Fuß auf den andern, schlug die blauen Fäuste um den Leib und konnte

Das Kloster Einsiedeln.

es doch nicht lassen, in das strahlende Riesenschaufenster eines Spielwarengeschäfts zu starren. Es stieg kein Neid in ihm auf, als eine Equipage davor hielt, seidenrauschende Damen ausstiegen und nach geraumer Zeit wieder kamen, den Ladendiener hinter sich, der die gekauften Gegenstände zum Wagen brachte. Der Betteljunge aber wußte, daß alles dies eben nie und nimmermehr für ihn da war, und nicht einmal seine Träume würden sich so hoch verstiegen haben. Nur satt wäre er gerne gewesen.

Aber man merkte auch an mancherlei, daß die riesige, vielköpfige, von lauter streitenden Interessenten zerrissene Stadt eben doch ein gutes Herz hatte. Dort in der öffentlichen Wärmstube drängte sich groß und klein enger aneinander. Aus der Tür der Armkinderschule, die eine freundliche Schwester öffnete, strömten warm und anständig die Kleinen und alle hatten ihr Schälchen Milch getrunken und waren satt. Dort kam eine fein gekleidete Dame aus einem großen Hause, das man wohl als eine Stätte der Armut erkennen konnte, und heißen Dank stammelnd folgte ihr eine bleiche Frau. Zwei kleine Mädchen sahen mit weitaufgerissenen Hungeraugen in einen Bäckerladen, aus dem es verführerisch duftete, und ein lustiger Student warf ihnen eine Silbermünze zu. In dem dunstigen Blau des Bogenlichts hastete die Menge dahin. Vornehme Wagen, Droschken aller Klassen, Geschäftsfuhrwerke, klingelnde Pferdebahnen; dazwischen Fahrräder, deren Lenker mit fabelhafter Gewandtheit unaufhörlich schellend durch das Gedränge rasten.

Nur zehn Pfennige — kaufen sie doch — Zündhölzer, Hampelmänner — heiße Marroni! — Blasse, alte Kindergesichter, auf denen Bücher voll Elend, Sünden und Leiden geschrieben standen. Und doch dabei die unbesiegliche Lebensfreude, die aus den mißfarbnen, glanzlosen Augen brach.

Eine kurze ,etwas dunkle Seitengasse führte nach dem Kanal. Dort schlitteten sie; nicht nur Kinder, auch Erwachsene waren darunter. Zwei Kerle hielten dabei ein dralles Dienstmädchen, die ihren Korb am Arm balancierte und kreischend ängstliche Versuche machte, im Gleichgewicht zu bleiben. Einige berußte Männer, die Säcke über den Rücken und Köpfe gezogen hatten, sodaß nur die schwarzen Gesichter etwas hervorsahen, verließen ihre Kohlenfuhrwerke und schwankten etwas angeheitert nun auch über das Eis. Aengstlich rissen ein Herr und eine Dame ihre Kinder an sich, die sich nur schwer von dem Vergnügen trennen konnten.

An der Kanalschleuse lagen die eingefrornen Kähne; aus den kleinen Kajüten blinkte matter Lichtschein, die Schlote dampften. Auf dem sauberen Eis spiegelten sich Mond und Sterne, aber unter dem Brückenbogen, wo das Wasser nicht zugefroren war, gähnte und gurgelte es schwarz und unheimlich.

Eine andere längere Straße führte in das minder vornehme Stadtviertel. Laden neben Laden, aber meist bescheidener und kleiner. Auch hier emsiges Leben und Treiben, so daß si chdie Menge an manchen Punkten zu stauen drohte. Und so weiter, eine endlose, gerade Linie. Dann wurde es stiller, die Geschäfte hörten auf. Ganz alte, baufällig scheinende Häuser, viele Wirtschaften, aus denen Schnaps- und Speisedünste drangen, und vor den Türen Metzgerwägelchen oder gebrechliche Fuhrwerke, alte, müde Klepper vorgespannt. Einige Gärten, die trostlos in der Wintereinsamkeit lagen, halbverschneit, dann eine Tafel: Bauplätze zu verkaufen. Daran angrenzend eine Ziegelei, daneben eine mächtige, vielstöckige Mietkaserne, der man die Feuchtigkeit ihrer unausgetrockneten Wände von außen ansehen konnte.

An die noch unfertige Haustür gelehnt sprach ein Mädchen eifrig mit einem Manne, der warm in einen schäbigen, aber anscheinend früher einmal kostbar gewesenen Pelz gehüllt war. Flackernd beleuchtete eine unbedeckte Gasflamme die beiden Gestalten. Das Mädchen schwieg jetzt ganz. Offenbar konnte sie nicht mehr gegen die Suada des andern aufkommen. Wohl ein Dutzend Menschen, lauter kleine Leute, die alle in dem großen Hause zur Miete oder in Aftermiete wohnten, eilten achtlos an ihnen vorüber.

Sie sind wirklich dumm — nein, was sag ich — einfach verrückt, das auszuschlagen. Geborgen wären Sie! Und so! Das soll nun was sein, diese Fabrikarbeit tagaus tagein, immer das gleiche und elender Lohn dazu! Wenn Sie sichs nur einmal überlegen wollten!

Der im Pelzmantel trat auf das Mädchen zu, und die Gasflamme beleuchtete jetzt direkt sein aufgedunsenes Gesicht, das er mit gierigen Augen zu dem Mädchen hob, das teilnahmslos an der Wand lehnte. Mit einer frechen Bewegung griff er nach ihr. Da richtete sie sich in ihrer ganzen Stattlichkeit auf, sodaß sie ihn noch mehr überragte, und lächelte verächtlich. Mit einem einzigen Zucken streifte sie ihn von sich los. —

Weiß schon, Herr Schweitzer, was Sie noch für mich in Petto haben. Geben Sie sich keine Mühe, Sie kriegen mich nicht zum einen und nicht zum andern — Sie! Geringschätzig verzog sie die vollen roten Lippen.

Donnerwetter — was das feine Fräulein so hochmütig tut. Die reine Jungfrau da! Warten wohl auf den Fürsten oder Grafen, der die — die — der den von einem Dutzend angebissenen und dann weggeworfenen Apfel aufhebt und in Gold faßt!

Auf was ich wart, was ich war oder bin, geht Sie so viel an! Die prächtige Frauengestalt rückte ihm unheimlich nahe; die Hand, die unter seiner Nase mit den Fingern schnappte, deuchte ihn fast gefährlich. Er trat einen Schritt zurück. Halb abgewandt fuhr das Mädchen fort: Aber wissen möcht ich doch, was der Vater zu Ihnen gesagt hat, wie Sie jüngst draußen waren. Mißtrauisch sah Sie ihn an.

Was er gesagt hat? Das wird er gesagt haben! Vom Leib soll sie mir bleiben, hat er gesagt! Unwillkürlich fiel der Agent aus dem mühsam besser angeeigneten Deutsch. Nicht aufhört er, zu verfluchen. Soll sie doch bleiben wo sie war und ist.

Die Mutter? Was wird sein mit ihr? Sterben tut sie — alleweil, die ganze Zeit — ist zäh wie Kuhfleisch!

Sie wollte etwas auf die Roheit erwidern, würgte es aber hinunter. Dann wickelte sie das Umschlagetuch enger, wie fröstelnd um sich und schickte sich zum gehen an.

Ich komm wieder, sagte er gelassen und beharrlich.

Geben Sies nur auf, rief sie über die Schulter zurück. Ich hab das Auflauern jetzt satt. Von daheim hab ich was hören wollen, darum bin ich überhaupt bei Ihnen stehen geblieben. Aber Sie — Sie lügen ja doch nur; kein wahres Wort, was Sie sagen. Ich — ich glaub Ihnen gar nichts. Ein trockenes Schluchzen erstickte ihr die Stimme.

Schweitzer sah ganz zufrieden die enge, graue Steintreppe hinauf der Davoneilenden nach, die nicht schnell genug hinaufkommen konnte.

Ich krieg sie schon noch!

Das Treppenhaus, an dem an jegliche Art gespart war, wirkte ganz drückend auf die weit das gewöhnliche Maß überschreitende Mädchengestalt, deren herrliche Formen sich auch in dem einfachen aber sauberen Druckkattunkleid nicht verlieren konnten. Aber während sie erst gehastet hatte,, stieg sie die letzten Stufen ganz langsam, fast müde hinauf und blieb aufatmend vor einer der vier Türen stehen, deren jede, da die Läutwerke noch fehlten, eine improvisierte Klingel oder auch nur einen Klopfer hatten. In demselben Augenblick öffnete eine dicke Frau mit rotem Gesicht, die vereint mit einem jungen Mädchen einen gedeckten schweren Korb trua, die Tür. Ein intensiver Kohlendunst, der charakteristische Geruch von Plättwäsche und eine Dampfwolke von Seifenschwaden schlugen der Eintretenden entgegen.

Grüß Gott, Theres, aber heut ists spät geworden!

Die Frau stellte den Korb hin und wollte dem freundlichen Gruß sichtlich noch mehr beifügen.

(Fortsetzung folgt.)

Chiffre G. S.

Kriminal-Novellette von E. Zell.

(Nachdruck verboten.)

Etwas schüchtern klopfte es an das Bureau der Sicherheitspolizei. Auf ein ungeduldiges Herein, das von drinnen erfolgte, öffnete sich die Tür und ein junges Mädchen von wohl 18 Jahren trat zaghaft, aber mit allen Zeichen der Erregung auf dem hübschen frischen Gesicht, herein. Es gehörte offenbar dem Mittelstande an und trug in der Hand einen Rohrpostbrief.

„Ich heiße Frieda Berg und habe der Polizei etwas Wichtiges mitzuteilen", hob es an, war aber zaudernd auf der Schwelle stehen geblieben.

Die Köpfe des Personals wandten sich der Sprecherin zu. Der Chef, ein älterer Herr mit scharfgeformtem Gesicht und durchdringenden Augen, winkte Frieda Berg heran.

„Was bringen Sie uns denn, Fräulein Berg?" fragte er nicht unfreundlich und entwaffnete damit deren Zaghaftigkeit

„Der Zufall ließ mich eine Entdeckung machen, die ein großes Verbrechen in sich schließt", begann sie. „Ich bin nach der Entdeckung sofort hierher geeilt und hoffe daher, daß das geplante Verbrechen noch rechtzeitig verhindert werden kann."

Aufmerksam hatte der Chef zugehört.

„Ich bitte um genaue Details", sagte er jetzt und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

Frieda Berg geriet in Verlegenheit. Eingedenk aber, daß hier Verzögerung verhängnisvoll wirken konnte, gestand sie tapfer: „Ich habe einen Schatz, Herr Polizeikommissar. Er ist ein herzensguter junger Mann, und sobald mein Emil avanciert, wollen wir heiraten. Bis dahin aber muß unser Verhältnis noch geheim bleiben, und da ich als Stütze in Stellung bin, und wir uns nur selten sehen können, so schreiben wir uns unter der Chiffre G. S."

„Diese Chiffre ist willkürlich gewählt?" fragte der Kommissar.

„Ja, ganz willkürlich", nickte die Erzählerin.

„Und wie kommt es nun weiter?"

„Als ich eben von einer Besorgung kommend, beim Postamt vorgehe, zu sehen, ob ein Brief von Emil vorliegt, finde ich deren zwei. Beide trugen die Chiffre G. S., aber von ganz verschiedener Handschrift. Meine Neugierde war geweckt, und sobald ich auf die Straße trat, öffnete ich den Brief, dessen Schrift mir unbekannt war. Mit Entsetzen las ich den Inhalt und eilte dann hierher."

„Zufällig also hat der unbekannte Briefschreiber die gleiche Chiffre gebraucht?"

„Entschieden, Herr Polizeikommissar. Und hier ist der Brief."

Damit legte Frieda Berg den Rohrpostbrief vor den Chef hin. Ein Atemzug der Erleichterung hob ihre Brust. Sie hatte ihre Pflicht getan. Was weiter in der Sache geschah, würde sie wohl nie erfahren. Jetzt war es Sache der Polizei, hier einzuschreiten. Lieber Himmel, wieviel Verderbtheit es doch in der Welt gab! Unfaßbar war es ihr, daß es Menschen gab, die solch schwarzes Verbrechen ausheckten, wie es im Briefe stand. Sonntag würde sie ihren Emil sprechen und ihm den Vorfall erzählen. Er war ja der einzige, zu dem sie sich aussprechen konnte. Denn ihre Eltern waren tot. Ihr einziger Bruder Franz aber war ein finsterer und unzugänglicher Geselle, der sich wenig um die junge Schwester kümmerte. —

Die Stimme des Polizeikommissars riß sie aus ihren Grübeleien auf. Er hatte den Brief gelesen und sagte jetzt: „Es war ein großes Glück, daß der Brief in Ihre Hand kam, Fräulein Berg, und Sie so vernünftig waren und uns benachrichtigten. Dies Scheusal in Menschengestalt soll unserer Polizei nicht entgehen. Ich danke Ihnen. Guten Morgen."

Damit war sie entlassen.

Der Kriminalbeamte Linde, dem das hübsche Mädchen gefiel, machte der errötend sich Entfernenden eine Reverenz zu. Dann schloß sich die Tür hinter Frieda Berg.

Der Kommissar hatte sich erhoben. Scharf grübelnd, den Brief in der Hand, schritt er im Bureau auf und ab.

„Das Postamt muß sofort von unseren Geheimpolizisten bewacht werden", sagte er jetzt. „So muß es gelingen, das Individuum, das den Brief abholen kommt, zu stellen. Der Brief — die Handschrift ist verstellt — lautet:

Werter Komplize!

Heute hat die Fabrik das nach meiner Angabe gefertigte Werkzeug fertiggestellt. An einer Holzpuppe habe ich das Ding probiert; es funktioniert brillant, durchschneidet spielend; der Tod muß also sofort eintreten. Auch im übrigen habe ich alles vorbereitet. Wir können mit Bestimmtheit hoffen, daß die Tat gelingt. Sei pünktlich zur Stelle heute um Mitternacht am Seiteneingang . . ."

— — — — — — — — —

Etwa zwei Stunden später nahm Frieda Berg, ein Postpaket, das sie für ihre Herrschaft besorgen sollte, tragend, abermals den Weg zum Postamt. Dieser Auftrag war ihr sehr willkommen, denn ihre Gedanken konnten garnicht loskommen von der Briefaffäre, und sie hoffte, daß der Zufall ihr vielleicht günstig sei und sie etwas von dem Gang der Sache erfahren ließ. Gewiß hatte die Polizei bereits insgeheim am Postamt Aufstellung genommen. Dies war ja doch der einzig rechte Weg, hinter die Sache zu kommen, denn derjenige, an den der Brief gerichtet war, würde ja kommen, ihn abzuholen.

Ein Gefühl der Spannung und Erregung war in Frieda, das sich steigerte, je näher sie dem Postamt kam. Unablässig kalkulierte sie, wie die Geschichte wohl verlaufen würde. Sie kam sich plötzlich wichtig vor als Entdeckerin eines beabsichtigten Verbrechens und fühlte sich gehoben durch das Bewußtsein, hier als Rettungsengel gewirkt zu haben.

Wenn nur diese schreckliche Erregung in ihr nicht wäre! Sie schalt sich töricht, daß sie sich so aufregte über eine Sache, die sie im Grunde jetzt nichts mehr anging. Und doch, sie konnte das Gefühl der Aufregung nicht abschütteln. Schier unerträglich ward es, als sie jetzt um die Straßenecke bog und nun das Postamt vor ihren Blicken dalag.

Frieda konnte scharf sehen. Schon aus der Entfernung erkannte sie am Eingang des Postgebäudes, und obwohl er Zivilkleider trug, denjenigen Polizeibeamten, der ihr heute im Polizeibureau eine Reverenz gemacht. Also hatte die Kontrolle schon begonnen, ward das Postamt schon bewacht!

Auch Linde erkannte in der Herankommenden das hübsche Mädchen wieder, das heute im Bureau war. Erfreut machte er ihr auch jetzt eine Reverenz zu, und als sie an ihm vorüberkam, flüsterte er ihr zu: „Wir sind bereits auf dem Posten, Fräulein! Mich soll verlangen, wer dahinter steckt!"

Sie nickte lächelnd und errötend und schritt in das Postamt hinein. Verstohlen äugte sie umher. Und nun erkannte sie in mehreren der hier Anwesenden diejenigen Polizisten wieder, die sie vorhin im Bureau gesehen. Sie alle trugen Zivilkleider. Man hätte sie auch für Leute halten können, die hier angestellt waren.

Vor dem Schalter, an dem sie ihr Paket abzuliefern hatte, drängte sich ein Häufchen mit Paketen Beladener. Alle diese Leute mußten erst abgefertigt sein, bis sie an die Reihe kam. Sie mußte also warten. Das war ihr gerade recht. Ihre Erregung begann sich zu legen. Dagegen ließen Spannung und Erwartung nicht nach. Nicht minder scharf und heimlich wie die Polizisten beobachtete sie.

Der Nebenschalter war just derjenige, an dem die postlagernden Briefe abzuholen waren und an dem sie selbst heute früh gestanden. Das traf sich herrlich! So konnte sie aus nächster Nähe sehen, wer dort kam, und hören, welche Chiffre er einforderte.

In diesem Augenblick vernahm sie, daß sich die Tür des Postamtes öffnete und wieder jemand eintrat. Sie wollte sich umschauen, zu sehen, wer es sei, ward aber daran verhindert durch eine Dame, die abgefertigt war, und nun ärgerlich über den Andrang, mit einigen nörgelnden Worten an ihr vorbeidrängte.

Im selben Moment durchzuckte es sie, als habe sie einen elektrischen Schlag empfangen — am Nebenschalter fragte jemand: „Sind Briefe unter der Chiffre G. B. eingelaufen?"

Herr des Himmels, die Stimme sollte sie doch kennen! Wo hatte sie doch diese Stimme schon gehört?

Blitzgeschwind wandte sie sich nach dem Sprecher um. — Dann kam von ihren Lippen ein gurgelnder Laut. Mit weitgeöffneten Augen, deren Blick seltsam leer wurde, starrte sie dorthin, wo der Fragesteller stand. Schwerfällig tastete ihre Hand nach dem Herzen. Und nun stürzte sie tot zu Boden.

Eine Panik entstand. Viele drängten, ohne zu wissen, was eigentlich geschehen, von Furcht gepackt, zum Ausgang. Andere neigten sich erschrocken und teilnahmsvoll über das junge Wesen, das so plötzlich einem Herzschlag erlegen war.

Während jemand fortlief, einen Arzt zu holen, war der Fragesteller nach der Chiffre G. S. ebenfalls herbeigekommen. Es war ein junger, finster aussehender Mann, der sich jetzt erschrocken über die Leiche neigte mit den Worten: „Herrgott, es ist meine Schwester!"

An der Leiche Frieda Bergs erfolgte nun die Verhaftung von Franz Berg. Er war der „werte Komplize". Bei dem Verhör gestand er das Verbrechen ein, das er und sein Helfershelfer geplant.

Theorie und Praxis

Vor einiger Zeit hatte eine englische Frauenrechtlerin den Bund der Ehe mit ihrem Auserwählten abgeschlossen. Weil aber in der englischen Trauungsformel zwei Sätze enthalten sind, die sich mit den Bestrebungen der Suffragetten im Gegensatz befinden, hatte sie ein Manöver versucht, das aber im letzten Augenblick mißlang. Miß Dugdale, die eine bekannte Frauenrechtlerin ist, hatte darauf gedrungen, daß einerseits von dem die Zeremonie vornehmenden Pastor die Frage an ihren Vater: „Wer gibt dieses Weib diesem Mann zur Frau?", anderseits das Wort „gehorchen" weggelassen werde. Und tatsächlich sollte es auch nach ihrem Wunsch geschehen, so daß ihr Gatte nicht einmal im Moment der Trauung von ihr das Versprechen haben sollte, ihm gehorsam zu sein. Miß Dugdale hat damit ihre Auffassung von der Gleichberechtigung der Geschlechter und der Freiheit der Frau, die von ihrem Vater nicht „weggeben" werden kann, zum Ausdruck bringen wollen.

Im letzten Moment aber wurde ihr ein Strich durch die Rechnung gemacht. Rev. Chapman, der die Trauung vorzunehmen hatte, wandte sich vorsichtshalber an den Erzbischof von Canterbury, und der verbot ihm absolut die Vornahme der Trauung ohne die Versicherung des ehelichen Gehorsams von seiten der Braut. Eine halbe Stunde vor der Zeremonie wurde die junge, sehr hübsche Braut von dem Befehl des Erzbischofs in Kenntnis gesetzt und es entstand für sie eine recht peinliche Situation. Entweder sie war vor den vielen Deputierten der englischen Frauenvereine blamiert oder sie mußte auf die Heirat verzichten. Nun sie zog es klugerweise vor, nicht zu verzichten, sondern die Blamage zu erdulden. Und ruhig beantwortete sie die Frage des Priesters: „Werden Sie Ihrem Gatten gehorchen, ihn lieben und ehren, ihn in Krankheit und Gesundheit pflegen?" mit dem notwendigen „Ja!"

Der Gatte, der durch diese Heirat sicher nicht wenig Mut bewiesen hat, darf sich also jetzt der Hoffnung hingeben, daß ihm seine Frau so gehorsam sein wird, wie es alle anderen Frauen sind. Die Suffragetten aber haben beschlossen, auf gesetzliche Ausmerzung des Wortes „gehorchen", zu dringen.

Die besteuerte Körperfülle

Einer kleinen französischen Stadtgemeinde an den Pyrenäen ist es vorbehalten geblieben, eine neue und originelle Form zu finden, unter der man die in Steuersachen zahlungsunlustigen Bürger zur Oeffnung ihres wohlgehüteten Portemonnaies bringen will. Die Stadtkasse leidet in dem Ort an einer dauernden Ebbe, und da alle bisher eröffneten Steuerquellen nicht ausreichten, um die Durchführung geplanter Verbesserungen zu ermöglichen, ist der Stadtrat dieser praktisch veranlagten Gemeinde auf den Einfall gekommen, das Körpergewicht seiner Bürger der Besteuerung zu unterwerfen. Man hat eine originelle Tabelle ausgearbeitet. Wer weniger als 135 Pfund wiegt, genießt Steuerfreiheit; wessen Leibesfülle zwischen einem Gewicht von 135 und 200 Pfund schwankt, soll fortan der Stadtkasse 12 Fr. bezahlen. Die Schmerbäuche aber, die noch mehr wiegen, zahlen 18 Fr. und von 270 Pfund an tritt ein Staffeltarif in Kraft, der jede weitere 20 Pfund mit 24 Fr. Steuer belegt. Das Gesetz wurde zwar genehmigt, aber seine Durchführung wird wohl noch auf sich warten lassen, denn unter der Bürgerschaft herrscht begreifliche Empörung und eine Deputation der Wohbeleibten hat dem Bürgermeister bereits klar gemacht, daß der Versuch einer Eintreibung einen Generalstreik der Steuerzahler hervorrufen würde. Der heftigste Widerspruch ging jedoch von den Frauen aus, die sogar einen Protestfackelzug veranstalteten und damit drohten, eine Abordnung nach Paris zu senden, um die Aufmerksamkeit der Zentralregierung auf die merkwürdige Steuerpolitik der Stadtväter zu lenken.

Jeder besitze einen eigenen Trinkbecher

Namentlich zur Sommerszeit, wo uns der Durst so häufig quält. Denn man kann sich wohl nirgends leichter Tuberkulose, Diphteritis oder eine andere ansteckende Krankheit holen als durch die öffentlichen Trinkgefäße, die uns an Bahnhöfen, in Schulen und bei öffentlichen Brunnen zur Verfügung stehen. Speziell amerikanische Aerzte haben Untersuchungen über den Bakteriengehalt derartiger Trinkbecher angestellt. Danach soll die Ansteckungsgefahr durch öffentliche Trinkgefäße ganz grausig sein. Durch färbende Chemikalien kann man leicht feststellen, daß die ganz klar aussehenden Gläser in ihren oberen Partien mit einer ganzen Schicht von Bakterien bedeckt sind. Es werden nicht etwa nur von Kranken Krankheitskeime verbreitet, sondern es haben Untersuchungen ergeben, daß sich die Erreger von Grippe noch drei Monate nach der Genesung im Munde des Untersuchten befanden. Außerdem können viele Krankheitserreger, die im Munde gesunder Personen ein ganz harmloses Dasein führen, bei schwächlichen Personen und Kindern auf einen wohlempfänglichen Boden fallen und Krankheiten zum Ausbruch bringen. Darum ist vor dem Gebrauch eines öffentlichen Trinkgefäßes, der Teil, den man an den Mund bringen will, mindestens tüchtig mit der nassen Hand, einem Papier oder Tuch abzuwischen und abzutrocknen. Man setze auch einen solchen Becher nicht innerhalb der Lippen, sondern außerhalb der Unterlippe an.

Künstliches Roßhaar

Das künstliche Roßhaar findet nicht nur als Füllstoff Verwendung, sondern es dient vielfach auch zur Herstellung von Damenhüten. Als Ausgangsmaterial eignen sich sämtliche Kunstseidenarten, die Nitrozelluloseseide sowohl als auch die Kupferoxydammoniak-, Viskose, oder Azetatseide, und wohl die meisten Kunstseidefabriken befassen sich heute mit der Herstellung von künstlichem Roßhaar, das nach verschiedenen Verfahren zu gewinnen ist. Entweder wird Zellulosselösung unter Druck durch Düsen gepreßt, worauf man den Faden zum Erstarren bringt, oder es werden mehrere dünne Zellulosefäden zusammengezwirnt und durch eine Lösung von Zellulose hindurchgezogen, so daß eine Verschmelzung zu einem einheitlichen Faden erfolgt. Eines der größten Kunstseidewerke fabriziert einen Roßhaarersatz in der Weise, daß ein Baumwollfaden mit Viskoseseide überzogen wird. Das aus Zelluloseazetat hergestellte Roßhaar zeigt hohen Glanz und große mechanische Festigkeit. Ein ähnliches Erzeugnis ist ein Metallgarn, das aus einem Baumwollfaden besteht, der mit einer Mischung von Azetylzellulose und farbigen Bronzepulvern überzogen wurde. Das neue Gespinst eignet sich für alle Zweige der Textilindustrie — es können sowohl Stoffe, Tüll, Stickereien, als auch Hutlitzen, Bänder, Kordeln, Spitzen, Posamenten usw. daraus hergestellt werden — und weist eine Reihe großer Vorzüge auf. Es ist witterungsbeständig, wird nicht schwarz, verträgt bei sachgemäßer Behandlung Waschen und Bügeln, besitzt geringes spezifisches Gewicht (daher sehr ergiebig) und kann außer in den üblichen Metalltönen in den verschiedensten Farben geliefert werden.

Aussaat von Frühlingsblumen

G. Heick schreibt in der Julinummer der Keplerbundzeitschrift „Unsere Welt", Godesberg bei Bonn:

Es werden jetzt schon manche Frühlingsblumen ausgesät: Silenen, Vergißmeinnicht, Stiefmütterchen. Letztere lassen sich zu verschiedenen Zeiten säen. Wünscht man zeitig im Frühjahr ein volles Blühen, dann muß im Juni, Juli gesät werden. Dieses zeitige Blühen hat auch ein frühes Verblühen im Gefolge. Soll das Frühlingsblühen des Stiefmütterchen aber bis in den Sommer hin erfolgen, etwa weil man dann erst guten Ersatz zum Sommerblühen hat, dann säe man im August, die jungen Pflanzen beginnen dann erst Ende April zu blühen.

Neues vom Büchermarkt

„Die Frau comme il faut." Ein Führer für junge Mädchen. — Ein Ratgeber für jede Frau von Natalie Bruck-Auffenberg. — Einband und Buchschmuck von Paul Telemann. — 4. Auflage, 416 Seiten, gebunden M. 5.—, in elegantem Wildlederband mit Goldschnitt M. 7.50. — Verlag von J. Gnadenfeld u. Co., Berlin W. 30. In verhältnismäßig kurzer Zeit waren die ersten Auflagen dieses Buches vergriffen, so daß es jetzt bereits zum vierten male neu erscheint, diesmal in geschmackvoller, neuzeitlicher Ausstattung. Der Inhalt ist durch die Neubearbeitung bedeutend bereichert worden und den heutigen Anschauungen entsprechend vervollständigt. Seinen Zweck, der modernen Frau ein sicherer Ratgeber für Sitten und Benehmen zu sein, in hervorragender Weise zu erfüllen, ist es wie kein zweites Buch berufen. Eine tiefe Lebenserfahrung spricht aus den Zeilen, die in den Umwälzungen, die Lebensweise und Anschauungen im modernen Frauenleben erfahren, einen zuverlässigen Leitfaden bilden wollen. In dem heutigen Schwanken der Begriffe über die Frau ist ein Buch von unschätzbarem Wert; herausgewachsen aus reicher Kenntnis von Frauenleben und Frauenwollen schärft es Blick und Gefühl für das, was nur unbeständige und verwerfliche Tagesmode ist, und was bleibende Errungenschaften sind. In den Kreisen der Leserinnen werden die Meinungen der Verfasserin in vielen Punkten — hier Zustimmung und da Widerspruch — begegnen, das liegt in unseren Lebensverhältnissen, deren Entwickelung die Verfasserin mit so trefflichem Scharfblick kennzeichnet.